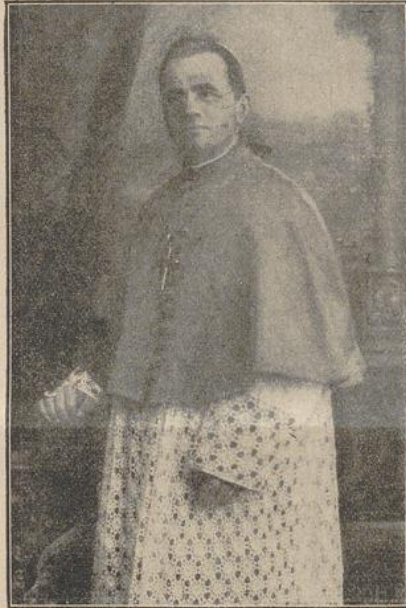


Ein merkwürdiger Traum.

besser auszubilden. Sein Heimatkraal ist in der Nähe unserer Missionsstation gelegen, wo er bei einem Farmer um den bescheidenen Monatslohn von 10 Mark im Dienste steht. Wir wußten, obgleich er früher unsere Missionschule besucht hatte, lange nichts von seinem Malertalent, bis eines schönen Tages Bruder Eduard und Bruder Liberatus, von einem Krankenbesuche heimkehrend, Wunderdinge erzählten von all den tausend Sachen, die sie an jenen Kraal-Wänden gefunden, und die alle unser Stanislaus hingezaubert hatte. Alles wunderte sich darüber höchlich, keiner aber mehr als unser Bruder Rudger, der gerade damit beschäftigt war, unsere neue Missionskirche auszumalen. Gleich am nächsten Sonntag Nachmittags machte er sich auf, um seinen schwarzen Nebenbuhler aufzufuchen und persönlich seine Leistungen



Dr. Johannes Maria Gölner, Bischof von Linz,
geb. zu Walsenkirchen am 17. Dez. 1867, zum Priester geweiht in Rom am 28. Okt. 1893, zum Bischof von Linz ernannt am 1. Juli 1915, vom hl. Vater präkonisiert am 19. August, feierlich zum Bischof geweiht am 18. Okt. 1915 im Maria-Empfangnis-Dom zu Linz.

in Augenschein zu nehmen. Wir andern Brüder warteten mit Spannung, welche Kunde er nach Hause bringen würde. Und siehe, auch er war voll des Lobes und der Bewunderung über seinen schwarzen Kollegen. Er hatte sich an Ort und Stelle gleich einige Skizzen von den Zeichnungen des famosen Burschen gemacht und hatte ihn am liebsten gleich persönlich mitgenommen, um ihn in seinem Fach noch weiter auszubilden; doch leider ließen die Dienstverhältnisse des Jungen das nicht zu. So ein Genie sollte wirklich die nötige Unterstützung finden; auch könnte uns der brave Jüngling als Kirchenmaler vortreffliche Dienste leisten, umso mehr, da wir bei der Dekoration unserer Kirchen und Kapellen vielfach auf die Hilfe der Schwarzen angewiesen sind.

Doch siehe, da kommt der Zug! Ich steige ein, und im Flug geht es nun über die Dronk-Blei, eine große Ebene, dahin, die zu den besten Mais-Distrikten von ganz Natal zählt. Mit Entzücken schweift das Auge über die großen, üppigen Maisfelder hin. Allzu rosig darf man sich die Sache allerdings nicht vorstellen. Die genannten Felder liefern einen guten Ertrag, das ist richtig, aber

sie wollen auch fleißig bestellt und reichlich mit Kunstdünger versehen sein. Stalldünger hat der südafrikanische Farmer fast keinen, denn sein Vieh weidet Tag und Nacht, Sommer- und Winterszeit im Freien. Daher kann man von ihm oft die Aeußerung hören: „Ohne Kunstdünger kein Mais.“ Ferner bemerkten wir auf unserer Fahrt, wie strichweise die üppigen Halme und Stauden arg vom Hagel zerpeitscht waren. Ja, der Hagel ist hierzulande ein böser Feind! Jeder Landwirt, Gärtner und Winzer kann davon ein Liedchen singen; denn wenige Minuten Hagelschlag reichen hin, ihm die Arbeit und den Schweiß eines ganzen Jahres zu vernichten; und selten vergeht ein Jahr, wo nicht da oder dort der Hagel furchtbaren Schaden anrichtet.

Gegenwärtig ist die Dronk-Blei fast ganz von weißen Farmern okkupiert, welche die einzelnen Parzellen um annehmbaren Preis von der Regierung kauften. Früher war das anders. Als vor einem Vierteljahrhundert unsere Missionsstation Ezenstochau gegründet wurde, war die ganze Gegend noch mit Kaffern besetzt, und es muß für den Missionar ein herzerfreuender Anblick gewesen sein, wenn er all die vielen Kraale sah und dabei an die Hunderte unsterblicher Seelen dachte, die er hier für den Himmel gewinnen konnte. Wie kommt doch das, daß die schwarze Bevölkerung, wo der Weiße auftritt, immer mehr in die verborgenen Winkel und Schluchten des Landes zurückgedrängt wird, und dies alles, während man beständig von Kultur und Fortschritt spricht, wozu auch der Schwarze emporgehoben werden müsse? Ist das wahre Kolonialpolitik? Nun, ich denke, der liebe Gott wird bei allem, was er auf Erden zuläßt, seine geheimen großzügigen Absichten haben. Schließlich ist doch Er allein es, der die ganze Welt regiert und alles nach seinem Willen lenkt. Wie sagt doch der Dichter ebenso treffend wie schön:

„Starke, die sich Treiber dünken,
Werden doch nur selbst angetrieben,
Heergeräte ei es Stärkern,
Die gebraucht, verbraucht zerstieben.“

Stärk're stößt der Fuß des Stärksten,
Und die Stärksten sind Gebilde
Ein's, der ob allen waltend,
Ueberhaut das Weltgetriebe.“

J. W. Weber, Dreizehnlinden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Traum.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Missionsstation Citeaux. — Elisabeth Zondi war eine überzeugte Protestantin, nicht minder ihr Mann. Sie hatten beide in ihrer Kaffernhütte eine Art öffentlichen Gottesdienstes eingerichtet und gaben sich redlich Mühe, auch viele andere Schwarze für den protestantischen Glauben zu gewinnen. Einige ihrer Verwandten wollten bei uns in Citeaux den katholischen Gottesdienst besuchen, doch das konnten sie durchaus nicht dulden und erhoben eine Menge Schwierigkeiten. Als ich einmal gelegentlich an ihrem Kraal vorüberkam und ein paar Augenblicke dort einkehren wollte, jagten sie mir ohne Umschweife, ich möge meine Wege gehen und sie fürderhin in Ruhe lassen. —

Nun hatte Elisabeth eines Tages einen merkwürdigen Traum. Es kam ihr vor, als stehe sie mitten in einem riesengroßen Feuerbrande. Überall, wohin sie nur immer blickt, schlagen ihr die Flammen entgegen. Sie sucht der Gefahr zu enttrinnen; vergebens, nirgends ein Ausweg, nichts als Feuer und Flammen. Sie ruft um

Hilfe; niemand scheint sie zu hören, kein Mensch kommt, ihr zu helfen.

Da plötzlich sieht sie einen Mann in langem, weißem Gewande und erkennt in ihm den katholischen Priester. Er steht an einer vom Feuer nicht bedrohten Stelle und hält mit beiden Händen ein großes, hölzernes Kreuz. Zu seiner Rechten und Linken stehen zwei andere, ebenso gekleidete Priester, und halten die beiden Querbalken des Kreuzes. Keiner spricht ein Wort, aber alle drei blicken sie mit ernstem, durchdringendem Blick an und weisen zusammen auf das große, hölzerne Kreuz.

Elisabeth erwacht, und ihre Ruhe und all ihr Frieden ist dahin. Die Schwarzen halten ungemein viel auf

in innerster Seele getroffen fühlt. — Der Priester zur Rechten rüttelt ein wenig am Kreuzestamm, und nun fängt der Gefreuzigte zu reden an und sagt: „Wende dich zu mir, denn bei mir allein ist Hilfe und Trost in jeglichem Leid. Dein Kind mußte sterben, denn du schuldigetest der göttlichen Gerechtigkeit ein Opfer. Wäre dein Kind nicht gestorben, so hätte dich noch eine viel schwerere Strafe getroffen. Diene mir fortan in aller Treue und suche mich dort, wo ich allein zu finden bin!“

Dieser Traum brachte sie vollends halb von Sinnen. Der Herr, der Gefreuzigte, verlangt nach ihrem Dienst; sie soll ihn dort suchen, wo er allein zu finden ist. Wo wird sie ihn finden? Bei den Ama-Romass, den Katho-



Waldfriedhof am Hegenweiher in den Vogesen,

Phot. Oberth, Cassel.

Träume; was oft alle Ueberredungskunst nicht vermag, bewirkt in kürzester Frist ein Traum. So hier; hundertmal fragt sich Elisabeth, was wohl dieser Traum zu bedeuten habe? Sie weiß es nicht, und kann es auch nirgends erfragen. Seitdem ist sie ganz in sich gefehrt; vom Amt einer Predigerin will sie nichts mehr wissen. Es ist, als sei sie taub und stumm geworden. Selbst ihr Mann und ihre Kinder erscheinen ihr fortan wie fremd, und wenn die Leute kommen, um in ihrer Hütte zu beten und protestantische Lieder zu singen, geht sie hinaus. Sie kann vom protestantischen Wesen und Treiben nichts mehr sehen und hören.

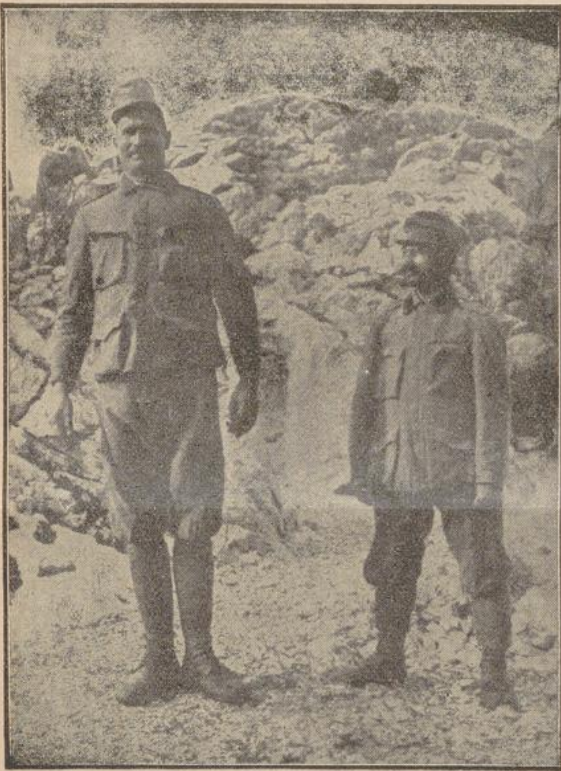
Nun wird eines ihrer Kinder krank und stirbt plötzlich dahin. Ihre Angst und Unruhe wächst. In einer der kommenden Nächte sieht sie wieder die drei Priester mit dem Kreuze vor sich stehen, und diesmal hängt am Kreuze Christus der Herr, und dieser blickt sie so ernst und zugleich so mitleidig und liebevoll an, daß sie sich

lifen. Waren es nicht drei katholische Priester, die den Herrn am Kreuzestamme hielten? Doch nein, zu den Katholiken will sie nicht gehen; diese waren ihr von jeher in innerster Seele zuwider. Weshalb, das konnte sie allerdings selbst nicht sagen.

So kommt der nächste Sonntag heran. Elisabeth geht wieder fort aus ihrem Kraal, sie kann den protestantischen Gottesdienst nicht mit ansehen. Sie rennt über Berg und Thal? Wohin? Sie weiß es nicht; sie will Gott suchen, weiß aber nicht, wo er zu finden ist. Da plötzlich steht sie vor dem katholischen Missionskirchlein. Soll sie hineingehen? Darf sie es tun? Sie wagt es; eine geheime übernatürliche Macht zieht sie gleichsam hinein. — Lange, lange kniet sie da. Ueber dem Altare steht ein Kruzifix; es erinnert sie an jenes, das sie im Traum gesehen. Es beginnt die Predigt, und sie hört Worte, die wie Balsam in ihre wundete Seele träufeln. Und je länger sie hier weilt und je inniger sie

betet, desto heller und klarer wird es in ihrer Seele, bis sie endlich fühlt und weiß, sie sei nun an dem Orte, wo allein der Herr zu finden ist.

Freudig eilt sie nach Hause und kam seitdem regelmäßig zu unserm Gottesdienste, bald nicht mehr allein, sondern in Begleitung ihres Mannes und ihrer Kinder, welche letztere sie in unsere Missionschule schickte. Nun sind alle katholisch, und wie sie früher eifrig bemüht war, protestantische Glaubensgenossen zu gewinnen, ebenso eifrig ist sie jetzt darauf bedacht, möglich viele ihrer schwarzen Landsleute dem wahren, katholischen Glauben zuzuführen.



Zwei österreichische Landsturmänner.
Unser Bild zeigt den größten österreichischen Landsturm-
mann V. Jaksie aus Imotski in Dalmatien; er ist 2,18 m
groß. Neben ihm steht ein Soldat normaler Größe.

Buntes Allerlei.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus. — Drüben auf unserer Filiale am großen Zbisti-Fluß wohnt ein gewisser W e n d e l i n. Er war der erste Katholik in jener Gegend und hatte wesentlich dazu beigetragen, daß wir überhaupt beim genannten Fluß eine Mission eröffnen konnten. Viele Jahre hatte er, wie seine Landsleute alle, im Heidentum gelebt und er besaß auch schon zwei Weiber.

Da plötzlich stirbt das eine Weib; mit einem Schlag ist auch der Mann wie umgewandelt, er kommt zu uns, bittet um Unterricht im christlichen Glauben und läßt sich taufen. Hindernis war keines mehr vorhanden, denn er hatte jetzt nur noch ein Weib. Und dieses? Ließ es sich nicht ebenfalls mit ihrem Manne taufen? Keineswegs. Das war eine widerwärtige Person, die unserm Wendelin viel zu schaffen machte. Sie stammte aus

einem stoßheidnischen Kraal und hatte, wie alle ihre Verwandten, einen harten, unbeugbaren Sinn. Alle Bemühungen ihres Mannes, sie durch Güte und freundliches Zureden ebenfalls zur Annahme des Christentums zu bewegen, prallten wirkungslos an ihrem verstockten Herzen ab. So vergingen zehn volle Jahre. Wendelin suchte vielfach, fern von seinem Kraal, bei einem Farmer, zeitweilig auch auf einer unserer Missionsstationen, lohnende Arbeit, denn es war ihm schwer, mit einer solchen Frau, die ewigen Streit und Unfrieden suchte, zusammenzuleben.

Nun griff der Herr ein. Wendelins Frau wollte gerade bei ihren Verwandten, nicht weit von unserer Missionsstation entfernt. Da kommt eine Botenschaft daher mit dem Ruf: „Schnell, schnell! Wendelins Weib liegt am Sterben; komm und taufe sie, bevor sie stirbt!“ — „Schon gut, ich komme gern; allein, will sie überhaupt getauft werden?“ — „Ja, sie will, und läßt dringend darum bitten; aber komme schnell, sonst ist es vielleicht zu spät!“

Ich mache mich ungefümt auf den Weg und finde das arme Weib in dem Winkel einer Hütte am Boden liegend. Ein alter Mann saß zu ihren Häupten und hielt stützend den Kopf der Kranken, die laut aufjammerte. Sobald sie meiner gewahr wurde, fing sie laut zu rufen an: „Umfundisi, taufe mich! Siehe, ich muß sterben; ich widerjage dem Satan, bereue alle meine Sünden und liebe Gott über alles. Taufe mich, bevor ich sterbe, das ist mein ernstester Wille. Ich will nicht in die Hölle kommen, zu Gott, in den Himmel, will ich kommen!“

Was konnte ich mehr verlangen? Die Frau zeigte die beste Gesinnung, im christlichen Glauben war sie hinreichend unterrichtet, Zeit zu langem Besinnen war auch nicht da, denn sie konnte jeden Augenblick sterben; somit taufte ich sie auf den Namen „Aleopha“ und spendete ihr zugleich die letzte Salbung. Alles weitere mußte ich dem lieben Gott überlassen.

Das Weib starb noch in der gleichen Nacht, mit ihr das Kind, dem sie das Leben nicht hatte schenken können. — Wendelin, ihr Mann, traf erst nach dem Begräbnis hier ein und dankte mir für das, was ich seiner Frau getan. Er war tief ergriffen. Ich tröstete ihn mit den Worten: „Dein Weib ist in den Himmel gegangen; der Herr hat sie vor ihrem Scheiden in die Leidenschule genommen, und was Gott tut, ist immer wohlgetan.“ — „Gott sei gelobt für alles,“ entgegnete Wendelin und ging ernsten Sinnes von dannen. —

Mitte Januar l. J. kommt ein junger Kasser daher mit einem Brief, aus dem ich jedoch nicht klug werden konnte. Der Bote, der mir den Brief gebracht hatte, konnte weder lesen noch schreiben, und der Verfasser des Schreibens, auch ein Schwarzer, zählte ebenfalls nicht zur Kunst der Gelehrten. Aber so ist der Kasser; wenn er nur irgendwo ein paar geschriebene Zeilen vorzeigen kann, dann meint er, es sei ihm schon geholfen. Ein Brief ist in seinen Augen das reinste Zaubermittel; hat er einen Brief, so tritt er ohne Scheu vor Kaiser und König hin, und ist zum voraus der Gewährung jeder Bitte gewiß.

Während ich nun an den Burschen allerlei Fragen stelle, sehe ich in einiger Entfernung einen Trupp Leute daherkommen. Es waren jene, die der Bote bei mir anmelden sollte. Sie brachten ein junges Mädchen, das sich an Hals und Schultern schwere Brandwunden zugezogen hatte. Es war bis über den Kopf in eine weiße Wolldecke eingewickelt und nun kam es mit den beiden Eltern, der Großmutter und einem Verwandten zu mir.